

Jenseits des Brutto- sozialproduktes: Die Vermessung der Lebensqualität

Pascal Germann

Wir leben in einer vermessenen und bezifferten Welt. Von unserem Mobilitätsverhalten über unsere Ernährungsgewohnheiten bis zu unserem Glücksempfinden: Es gibt kaum einen Lebensbereich, der nicht mittels Zahlen erfasst wird. Zu dieser Quantifizierung des Sozialen hat nicht unwesentlich ein Projekt beigetragen, das die Dominanz wirtschaftlicher Kennzahlen herausforderte: die Vermessung der Lebensqualität.

Der Trend zur Quantifizierung, also zur Produktion und Kommunikation von Zahlen, hat zu pessimistischen Zeitdiagnosen veranlasst. Der Soziologe Steffen Mau beispielsweise sieht in seinem Buch «Das metrische Wir» (2017) in der «rasant zunehmenden Quantifizierung des Sozialen» ein neues «Regime der Ungleichheit» entstehen, in dem Ziffern über unseren sozialen Status bestimmen. Das Zusammenspiel von datengetriebener Bewertungsgesellschaft und neoliberaler Leistungsorientierung habe zu einer Herrschaft der Zahlen geführt, die auch den kritischen Verstand verneble, denn in dem von uns selbst gebauten «Zahlengehäuse» würden wir zu «Numerokraten» erzogen, zu «Gläubigen in der Kirche der Zahlen».¹ Diese markigen Aussagen zur Macht der Zahlen harmonisieren mit zahlreichen Feuilleton-

artikeln, in denen Kennziffern, Indikatoren und kalkulative Praktiken wahlweise die Demokratie, die Selbstverantwortung, den Geist, das Wissen, die Gesundheit oder zumindest den gesunden Menschenverstand bedrohen. Jenseits solch kulturkritischer Befunde ist das Potenzial von quantifizierenden Beobachtungen indes unbestreitbar: Sie ermöglichen es, Vergleiche zu ziehen, Orientierung zu stiften, Bewertungen vorzunehmen, Vertrauen zu schaffen, Ziele zu bestimmen, Ergebnisse zu prüfen. Zahlen bilden nicht einfach ab, sie tun auch etwas: Sie verändern die Welt, die sie lediglich darzustellen vorgeben.

1960er: Eine neu geschaffene Vokabel wird zum Leitbegriff sozialen Fortschritts

Das Bruttosozialprodukt ist das wohl bekannteste Beispiel einer äusserst einflussreichen Zahl. Wiewohl von Anfang an kritisiert, stieg das Bruttosozialprodukt in der Nachkriegszeit zum meistgenutzten Wohlstandsindikator auf und seine Steigerung avancierte zum politischen Hauptziel der kapitalistischen wie auch der sozialistischen Welt. Die Geschichte dieser mächtigen Zahl ist mittlerweile in gehalt-

¹ Mau, Stefan (2017): Das metrische Wir und die Quantifizierung des Sozialen, Berlin.

vollen Studien aufgearbeitet worden.² Weniger bekannt sind indessen die erheblichen Anstrengungen, die unternommen wurden, um das Wohlergehen und den sozialen Fortschritt eines Landes mit alternativen Messmethoden und Statistiken darzustellen. Zur verbindenden Klammer dieser alternativen Zahlenwelt avancierte ein Leitbegriff, der vor den 1960er-Jahren noch gar nicht existierte: die Lebensqualität.

Geprägt wurde der Begriff wesentlich von John K. Galbraith, einem linksliberalen Harvard-Ökonomen und Autor von Bestsellern wie «The Affluent Society» (1958).³ 1963 hielt Galbraith einen Vortrag mit dem Titel «Economics and the Quality of Life», in welchem er für nichts weniger als einen fundamentalen Paradigmenwechsel der Ökonomie plädierte. Angesichts neuer Problemlagen der «affluent society» müsse sich die Ökonomie von ihrem traditionellen Fokus auf ökonomisches Wachstum verabschieden. Während nämlich die wachstumszentrierte Nachkriegsökonomie enormen privaten Reichtum hervorgebracht habe, grassiere die öffentliche Armut, was ebenso zu schlechten Schulen und mangelndem Kulturangebot wie zu hässlichen Städten und einer zerstörten Umwelt führe. Aus diesem Grund gelte es, auf ein neues Hauptziel hinzuarbeiten, das er als «quality of life» definierte.

Der Erfolg dieser neu geschaffenen Vokabel, die bald in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, war spektakulär: Sie avancierte zum Lieblingsthema von journalistischen Leitartikeln, fand Eingang in die politische Sprache von Regierungen, Parteien und sozialen Bewegungen und rückte ins Zentrum eines neuen sozialwissenschaftlichen Forschungsfeldes.

Der Begriff der Lebensqualität brachte eine neue gesellschaftliche Zielorientierung zum Ausdruck. Er forderte einen sozialen Fortschritt, der sämtliche, auch die nicht materiellen Aspekte sozialer Wohlfahrt und menschlichen Wohlbefindens umfasste. Das Problem bestand darin, dass keine Messzahlen existierten, die diesen Fortschritt ähnlich öffentlichkeits- und politikwirksam zur Darstellung brachten wie das Bruttosozialprodukt. Mehr noch: Sozialwissenschaftler kritisierten, dass es gar nicht möglich sei, zu wissen, ob beispielsweise die Schulen besser, die Städte sicherer, das Arbeitsleben befriedigender, das Freizeitangebot attraktiver, die Umwelt sauberer und die Menschen gesünder würden, sprich, ob die Lebensqualität zunehme oder nicht, weil die entsprechenden Statistiken und Kennzahlen fehlen würden.

Um dieses Ungleichgewicht zu bekämpfen, formierte sich Mitte der 1960er-Jahre in den USA das «social indicators movement». Die Strömung richtete sich bald transatlantisch aus und brachte Sozialwissenschaftler, Statistiker, Regierungsbeamtinnen und Vertreter internationaler Organisationen zusammen, welche die Forderung nach besseren

Sozialstatistiken mit einer Kritik an der Dominanz von ökonomischen Indikatoren verbanden. Das Hauptanliegen der Bewegung bestand darin, geeignete Indikatoren in allen nicht ökonomischen Lebensbereichen zu entwickeln; der Begriff Lebensqualität fungierte dabei als Zielbegriff, der die Bestrebungen in allen diesen Bereichen auf einen gemeinsamen Nenner brachte.

Résumé

Il n'y a pratiquement pas de domaine de la vie qui ne soit saisi par des chiffres. Cette quantification du social a été fortement promue par un projet, la mesure de la qualité de vie, qui a mis au défi la prédominance des indicateurs économiques. L'article traite de la genèse et de l'évolution du concept de qualité de vie à partir de la fin des années 1950 : de son ascension comme concept phare de progrès social au cours du mouvement des indicateurs sociaux jusqu'à l'essor renouvelé des projets de qualité de vie à partir des années 1990, en passant par la perte temporaire d'importance du concept dans les années 1980. Cette histoire mouvementée montre clairement d'une part que les chiffres ne sont pas seulement un outil de domination, mais parfois aussi une ressource de la critique ; d'autre part que le monde des nombres ne croît pas continuellement, mais qu'il perd en influence dans certaines phases ; et enfin que les nombres dépendent toujours des utilisateurs – et ceux-ci agissent souvent de manière plus obstinée que le topos du « pouvoir des nombres » le suggère.

1970er: Erfolge und Enttäuschungen

Seit den frühen 1970er-Jahren zeitigten diese Bestrebungen beträchtliche Erfolge. An den Universitäten boomte die Lebensqualitätsforschung, internationale Organisationen wie die OECD oder die Unesco lancierten ambitionierte Programme zur Vermessung der Lebensqualität, und auf nationaler Ebene fanden Forderungen des «social indicators movement» Eingang in die Routinen von Verwaltungen. Als grösster Erfolg der Bewegung gilt die Durchsetzung des sogenannten «social reporting» in den meisten westlichen Industrieländern in den 1970er-Jahren. «Social reports» bestehen aus Messzahlen sowie zahlenbasierten Grafiken und Kurven, die über den sozialen Zustand der Nation und die Lebensqualität ihrer Bürgerinnen und Bürger informieren. Dabei wurde eine direkte Politikrelevanz der regelmässig präsentierten Zahlen erwartet: Sie sollten Regierungen befähigen, Entscheidungen zu fällen und Ziele zu definieren. Was das Bruttosozialprodukt für die Wirtschaftspolitik, sollten die Messzahlen zur Lebensqualität für eine umfassende Wohlfahrtspolitik leisten.

² Vgl. den Beitrag von Daniel Speich Chassé in diesem Heft.

³ Auf Deutsch im selben Jahr unter dem Titel «Gesellschaft im Überfluss» erschienen.

Die Ambitionen der Lebensqualitätsbestrebungen wichen jedoch schon bald einer Ernüchterung. Zu dieser trug etwa eine 1976 veröffentlichte Studie der University of Michigan bei, die untersuchte, wie die statistischen Daten der «social reports» tatsächlich von politischen Entscheidungsträgern genutzt wurden.⁴ Das Ergebnis war mehr als enttäuschend. Nur vier Prozent der befragten Regierungsverantwortlichen gaben an, dass sie die Daten benutzt hätten, und diese wiederum erklärten, die Zahlen lediglich für Hilfszwecke – etwa zum Schreiben von Reden – verwendet zu haben. Die Zahlen erwiesen sich hier als erstaunlich machtlos: Statt Entscheidungen anzuleiten, wurden sie nach Belieben ignoriert oder bloss zu rhetorischen Zwecken verwendet.

1980er und 1990er: Krise und zweiter Frühling

In den 1980er-Jahren geriet das «social indicators movement» in eine Krise. 1984 schloss ein wichtiges Zentrum der Bewegung in Washington, ein Jahr später wurde das OECD-Programm zur Vermessung der Lebensqualität beendet, einige sozialstatistische Serien wurden nicht länger publiziert und selbst prestigeträchtige Lebensqualitätsstudien litten unter Finanzierungsschwierigkeiten. Ein wichtiger Faktor für diese Krise war die Politik der Ära von Ronald Reagan und Margaret Thatcher. Steuerkürzungen und Austeritätspolitik sowie politische Angriffe auf die Sozialwissenschaften und den Wohlfahrtsstaat verschlechterten die Bedingungen für Lebensqualitätsprojekte. Der Neoliberalismus erwies sich hier also nicht als Treiber, sondern als ein Hemmschuh für die Quantifizierung des Sozialen.

Das Projekt, Lebensqualität zu messen, war damit aber keineswegs an sein Ende gelangt. Das Social Reporting setzte sich vielmehr fort und seit den 1990er-Jahren kam es zu einem neuen Boom der Lebensqualitätsforschung, die nun stärker global ausgerichtet war. Auch die Idee, Lebensqualitätsindikatoren als Alternativen zum Bruttonutzenprodukt zu entwickeln, erhielt in jüngster Zeit wieder Auftrieb. Im Frühjahr 2019 präsentierte die neuseeländische Regierung ein Well-Being-Budget und vollzog damit einen Prioritätenwandel, wie ihn Galbraith in den 1960er-Jahren gefordert hatte. Der Haushaltsplan setzt erstmals nicht mehr auf wirtschaftliches Wachstum, sondern verfolgt das Ziel, das Wohlbefinden der Bevölkerung zu verbessern. Um den diesbezüglichen Fortschritt zu überprüfen, benutzt die Regierung 61 Lebensqualitätsindikatoren, die so unterschiedliche Phänomene wie häusliche Gewalt, Vertrauen in Institutionen oder Luftqualität messen.

Eigensinnige Nutzer und die Ohnmacht der Zahlen

Das Projekt, Lebensqualität zu messen und als neues Zielkriterium zu etablieren, ist also keineswegs abgeschlossen. Seine bisherige Geschichte verweist auf Aspekte der Quantifizierung des Sozialen, die heutige Gegenwartsdiagnosen oft ausblenden. Erstens macht sie deutlich, dass Zahlen nicht nur ein Herrschaftsmittel, sondern nicht selten auch eine Ressource der Kritik darstellen. Zweitens wächst die Welt der Zahlen keineswegs kontinuierlich. Wie der Abbruch von statistischen Projekten in den 1980er-Jahren zeigt, kann sie auch schrumpfen, was dazu führt, dass durch Zahlen repräsentierte Phänomene aus dem Blick geraten. Drittens sind Zahlen keineswegs immer mächtig, sondern erweisen sich nicht selten als ohnmächtig. Vergessen geht oft die Tatsache, dass Zahlen auf Nutzerinnen und Nutzer angewiesen sind, und diese handeln eigensinniger, als es der Topos der «Macht der Zahlen» nahelegt. Als «Gläubige in der Kirche der Zahlen» offenbaren sie sich jedenfalls in den wenigsten Fällen.

Zum Autor

Pascal Germann ist Oberassistent am Institut für Medizingeschichte der Universität Bern. In seinem aktuellen Forschungsprojekt befasst er sich mit der Wissensgeschichte der Lebensqualität.



4 Caplan, Nathan und Eugenia Barton (1976): Social Indicators 1973: A Study of the Relationship between the Power of Information and Utilization by Federal Executives, Ann Arbor.